

Literarische Utopien und der Weltkrieg.

Von Alfred Bratt.

Der Krieg der Gegenwart ist — von welcher Seite immer man ihn betrachtet mag — die umstürzlichsche Lehre für alle jene, die bei den mannigfachen Prophezeiungen, Zukunftsbildern und Visionen der Moderne ungläubig und mit einem mehr oder minder mitleidigen Lächeln den Kopf schüttelten. Das Ereignis, das seit nunmehr bald zweieinhalb Jahren über der gesamten Welt laftet, ist so ungeheuerlich, so wenig fählich in seinen schier übermenschlich-gigantischen Dimensionen, daß wohl jedermann manchmal sich bei der Empfindung ertappt, als sei alles nur ein schwerer Traum, ein böser, entsetzlicher Alpdruck, aus dem ein plötzliches Erwachen uns retten muß, — retten in eine Welt, wie wir sie vor dem 1. August 1914 konnten und für dauernd, unbedingt beständig und, so wie sie war, einzig möglich hielten.

Trotzdem die letzten fünfzig Jahre so viel neues, so viele überraschende Umwälzungen auf jedem Gebiete der Allgemeinheit gebracht haben, trotzdem schon die Technik und Wissenschaft des Friedens uns eigentlich hätten lehren können, daß unser Zeitalter kein Recht hat, in irgend einer Weise das Wort „Utopie“ zu gebrauchen, war doch gerade dieser Begriff vielfach kennzeichnend für die internationale Literatur. Die Bezeichnung des „utopistischen Romans“ ist ein Gattungsbegriff geworden, und heute, da wir noch immer unter der unerhörtesten aller Ueberwältigungen wie unter einem Banne geduckt stehen, mag es an der Zeit sein, zu prüfen, inwiefern diese utopistische Literatur denn eigentlich wirklich utopistisch war.

Wenn wir bei dem Phantasten Jules Verne anfangen, müssen wir sofort erkennen, daß es sich in den angeblich praktisch so unmöglichen Romanen dieses merkwürdigen Schriftstellers um nichts weniger als um Unmöglichkeit handelt. Die Reise nach dem Mond in einem Luftschiffwunder, die uns in den Kinderjahren so unglaublich erschien, ist durch den Krieg in ihren technischen Ansätzen glänzend bestätigt. Zwar vermögen wir auch heute und wohl noch lange nicht, den Mond zu besuchen. Aber das Luftschiff, wie Jules Verne es schilderte, ist unser Zeppelin, für den eine Reise nach London nachgerade ein Ausflug geworden scheint. Auch das Unterseeboot hat Jules Verne in einem seiner Bücher auf ganz erstaunliche Weise vorausgesehen. In „Zwanzigtausend Meilen unter dem Meerespiegel“ beschließt ein geheimnisvoller Kapitän ein Schiff, das unter Wasser fährt und auf dem Meeresgründe zu ruhen vermag. Beide Möglichkeiten gehören heute direkt zu unserer Kriegsführung.

Schon diese zwei Beispiele zeigen klar und unwiderleglich, wie falsch wir mit der Bezeichnung „Utopie“ umgingen.

Ein sehr interessantes utopistisches Buch gab zwei Jahre vor Kriegsausbruch der bekannte englische Detektivschriftsteller Conan Doyle heraus. Er schilderte einen Zukunftskrieg zwischen England und einer verhältnismäßig sehr kleinen Nation. Die letztere nimmt zum maßlosen Erchaunen der englischen Regierung die ebenso leichtfertige wie hochmütige Herausforderung Albions an, und bald zweifelt niemand mehr, daß die tapfere angegriffene Nation über ein mächtiges Geheimmittel verfügen müsse. Dieses Mittel ist auch tatsächlich vorhanden; es besteht in einer Unterseebootflotte, auf die gestützt der Gegner nützlich den Kampf aufnimmt. Die Unterseeboote blockieren die englischen Inseln. Sie haben einen großen Aktionsradius, der ihnen wochenlanges Fernsein von der heimatischen Basis gestattet. Nachdem einige englische Kreuzer den unsichtbaren Torpedos zum Opfer fielen, wird die stolze englische Kriegsflotte aus den freien Gewässern zurückgezogen, um sich in einem geschlossenen Hafen zu verbergen. Im weiteren Verlaufe des Buches wird geschildert, wie die Unterseeboote die englischen Handelschiffe torpedieren, bis es ihnen gelingt, dem britischen Mutterland die zum Leben der Bürger notwendige Nahrungsmittelzufuhr abzuschneiden.

Das Buch Canon Doyles kam, wie man sieht, rein technisch der Wirklichkeit äußerst nahe. Wenn auch die Gegenwart den Inhalt auch dieses Buches natürlich nicht reiflos bis zur äußersten Konsequenz zu erfüllen vermag, so schmilzt doch das utopistische Element auf ein Minimum zusammen. Diese Schrift, die merkwürdigerweise bei uns im Frieden nicht bekannt wurde, war dazu bestimmt, englische Angriffslüste einzudämmen und auf den Kriegstechnischen Balken im eigenen Auge zu weisen.

Großes Aufsehen erregte seinerzeit ein anderes utopistisches Buch. Es nannte sich „Der Weltkrieg der Zukunft“ und hatte einen ungenannten deutschen Verfasser. Der dieses Buch heute durchblättert, wird auf jeder Seite von neuem verblüfft sein. Die angebliche Weltkriegsutopie, die ja in zahllosen Büchern verschiedener Literaturen spukte, ist darin in politischen Einzelheiten

fast ganz so gehalten wie die junge Geschichte, die wir erlebt haben und erleben. Auf der einen Seite sieht Deutschland, auf der anderen Seite eine Koalition, der vor allem England und Frankreich angehören. Unterseeboot, modernste Minenkonstruktionen, schnelle Torpedoboote, Kieselgeschütze von überaus großer Tragweite und schließlich Flugzeuge spielen darin eine gebührende Rolle.

Ja selbst das neueste und Deutsche interessierende Ereignis, die allgemeine Zivildienstpflicht, ist keineswegs ohne literarische Äußerungen.

In Vella Mays „Rückblick aus dem Jahre Zweitausend“ ist das Leben in einem phantastischen Zukunftstaate auf völlig demokratischer Grundlage entworfen. Die ganze Bevölkerung bildet eine einzige große, sich bis ins Kleinste regelrecht ergänzende Arbeitsgesellschaft, eine G. m. b. H. Ja sagen. Jeder Bürger ist verpflichtet, eine gewisse Arbeit zu leisten. Keiner ist vollkommen Herr, keiner ist vollkommen Diener. Jeder erwirbt und lebt von seiner Tätigkeit, ein Zeitalter vollkommener sozialer Eintracht scheint in diesem Staate angebrochen. Niemand ist ungerichtet mit Arbeit überlastet, niemand ist vom Elend bedroht; andererseits darf aber auch kein Mitglied des Staates untätig sein Dasein verbringen, solange es persönlich arbeitsfähig ist.

Unter allen Beispielen beweist dieses wohl am schlagendsten, daß man den fälschlich utopistisch genannten Schriftstellern Unrecht tut, wenn man sie als Träumer, häufiger noch als Leute bezeichnet, die den Trieb verfolgten, das Publikum durch das Ausmalen interessanter Unmöglichkeiten zu unterhalten. Der Krieg hat uns nebst vielen anderen gelehrt, daß das Wort „unmöglich“ endgültig aus dem modernen Vexikon gestrichen werden muß. Was gestern Utopie schien, wird heute als möglich und rasch amgearbeitet, um morgen schon zu einer Selbstverständlichkeit zu werden. Unleugbar hat der Krieg — trotz all der furchtbaren Wunden, die er schlägt, trotz all seiner die Welt belastenden Schrecken — andererseits die Tore des Fortschritts mit einem jähen Auf so weit geöffnet, wie keiner von uns es sich hätte träumen lassen.

Diejenigen aber, die schon heute eine neue Utopie zu sehen meinen, wenn man vom Frieden spricht, mögen sich an den Lehren der Weltkriegsgemeinschaft halten: daß es heute keine Utopien mehr gibt. . . .

Kleines Feuilleton.

Der Einfluß des Werkzeuges auf Leben und Kultur.

Prof. Schlieffing behandelte im Zentralsinstitut für Erziehung und Unterricht dieses Thema. Er wies zunächst auf die Unterschiede zwischen den Menschen und den Tieren hin, die durch Vernunft, Sprache und Schrift auf der einen Seite, durch Feuer und Werkzeug auf der anderen Seite festgelegt sind.

Das erste Werkzeug, das wir kennen, das ist die Art, ist durch die Verbindung des schneidenden Steines mit einem Griff, das ist ein Hebelarm, der mit Schwingung betätigt wird, zum ersten Male die lebendige Kraft im menschlichen Leben ausgenutzt worden. Der Mensch behutete mit der Art sich die Wege durch den Urwald, ebenso wie er damit in der Lage war, die viel härteren und von der Natur besser ausgerüsteten Tiere anzugreifen und zu besiegen. Die Einführung dauernden Arbeitens mit Werkzeugen veränderte die Hand, das Hauptorgan der menschlichen Tätigkeit in grundlegender Weise. Während die Affenhand auf das Greifen von verschieblichen Griffen nicht eingerichtet ist, weil ihr die Oppositionstellung des Daumens fehlt, kann die Menschenhand allein allgemein sich wirklich allen Sonderforderungen der Natur und der Kunst anpassen. Sie ist das Werkzeug der Werkzeuge, ohne selbst ein besonderes Werkzeug zu werden! Aus dem Arbeitsorgan wurde dann auch gleichzeitig das Tastorgan. Wir sehen gewissermaßen im Dunkeln mit der Hand!

Nunmehr ging die Entwicklung der Werkzeuge schneller vor sich, beeinflusst durch die drei Hauptberufsgruppen Landwirtschaft, Handwerk und Industrie. Der konstante Werkzeugfortschritt in der Landwirtschaft des Kleinbauern, die bis in die letzte Zeit noch an den ursprünglichsten Geräten festhielt, steht der rasende Fortschritt in der Industrie gegenüber, der in den letzten 100 Jahren insbesondere durch die Mechanisierung des Werkzeuges, d. i. die Umwandlung des Handwerkzeuges in die Werkzeugmaschine gekennzeichnet wird. Die Rückwirkung der Mechanisierung auf den Menschen, die zweifellos in einer gewissen geistigen Verdrückung bestehen könnte, wurde wieder ausgeglichen durch die Gegenkräfte, die in der Benutzung der Werkzeugmaschine selbst liegen, d. i. die Erleichterung der körperlichen Arbeit, die Verkürzung der Arbeitszeit und die Verbesserung der Arbeitsbedingungen. Gleichzeitig wurde von den Menschen an

Stelle der Körperkraft Geschicklichkeit und Ueberwachungsstärke verlangt. So greift die Entwicklung des Werkzeuges auf die Wirtschaftstragen über, beeinflusst überall offen und verdeckt die Lebensführungen und wird so zu einem der Hauptträger der heutigen kulturellen Entwicklung.

Als Wirtschaftsoffizier im besetzten Osten.

Die wirtschaftliche Ruhabarmachung der besetzten Gebiete im Osten erfährt seit einiger Zeit durch die Einlegung besonderer Wirtschaftsoffiziere im Operations- und Etappengebiet merklige Förderung. Es handelt sich dabei um Offiziere, deren Fachausbildung sie besonders für die Leitung der Wirtschaftung im Okkupationsgebiete fähig macht. Ueber die Tätigkeit dieser Wirtschaftsoffiziere sind lehrreiche Einzelheiten einem Artikel der „Deutschen Landwirtschaftlichen Presse“ zu entnehmen, wo der als Wirtschaftsoffizier einer Division im Osten tätige Referentenantendant Döbinger einiges aus seinen Erfahrungen mitteilt. Die Genauigkeit auf wirtschaftlichen Gebieten ist nicht weniger groß, als in der rein militärischen Tätigkeit. Der Wirtschaftsoffizier erhält einen Stab Alten, in denen jeder Wagen Mist, jedes auf dem Felde verwendete deutsche Pferd und jedes Kilogramm deutschen Saatgutes aufgezählt wurde. Eine Hauptpflicht des Wirtschaftsoffiziers besteht darin, die Tätigkeit der Bauern zu überwachen und nach Erfordernis auch entsprechend zu beeinflussen. In diesem Zweck sind ihm ein Buchhalter und ein Dolmetscher beigegeben. Der Bezirk, in dem die geschilderten Erfahrungen gemacht wurden, liegt nordöstlich Warsa und umfaßt eine Fläche von 37,1 Quadratkilometer. Die unweilamen Strafensstellen wurden von den deutschen Truppen durch Anzapfelbäume überbrückt. 85 Dörfer mit insgesamt 1740 Einwohnern gehören in den Distrikt des Wirtschaftsoffiziers. Die Bevölkerung ist auf fast ungläubliche Weise gemischt, 1/2 Polen, 1/3 Litauer und 1/6, das sich aus Weißrussen, Litauern und Tataren zusammensetzt. Auffallend ist, daß trotz der vielen Analphabeten bereits fast die Hälfte der Eingeborenen wenigstens notdürftig der deutschen Sprache mächtig ist. Die Einbringung der Ernte fällt dem Wirtschaftsoffizier oft nicht leicht infolge des Mangels an Bauernpferden, und in dem in Frage stehenden Falle mußte mit 25-30 Gespannen von Entsekolonnen nachgeholfen werden. In den von den Eingeborenen verlassenen Dörfern mußten die Pflichtenfamilien zusammengezogen werden, um bei einem täglichen Lohn von 1 R. bis 1,80 R. die Ernte einzubringen. Zur Bearbeitung des Bodens werden vielfach die einheimischen kleinen einpflügenden eisernen Schwingpflüge, manchmal auch noch viel einfachere Holzeggen verwendet, die von fünf oder gar sechs Pferden gezogen werden müssen. Hier erwies sich die Unterhügema durch deutsche Pferde als so wirksam, daß in dem ganzen Bezirk trotz Fehlens von ungefähr 70 Bauernfamilien nur 50 Dektar weniger Winterfrucht bestellt wurden, als in normalen Jahren.

In der Karfose.

In der Karfose redet man gern, und mancher schöne Anknüpfung mag da zutage kommen.

Viele Soldaten verfallen dabei ins Singen, und der operierende Arzt singt dann gewöhnlich die zweite Stimme mit.

Das ist der Humor im Operationsaal.

Gelacht hat aber neulich der Dr. Kilo, Chefarzt eines Reservelazarets, als er den Wehrmann Schulz operierte, und dieser währenddem seinen schönen Namen, Dr. Kilo, zergliederte.

„Kilo! Was ist das doch für knaptiger Name! Dreht man den rum, dann heißt er Dikt. O lieh, so lang du liegen kannst! O lieh, so lang du liegen magst! Die Stunde kommt, die Stunde kommt, wo du aus Diktig gehen mußt!“

So ging das weiter in den verrücktesten Betrachtungen; und der Chefarzt schnitt und lachte in einem fort: „Schulz, hören Sie auf! Hören Sie auf!“ (Ailes Kriegszeitung.)

Notizen.

— Konzertchronik. Das Saccaber-Konzert, das am Sonnabend, den 10. Dezember, in der Philharmonie für die „Kriegshilfe“ des Vereins „Berliner Presse“ stattfinden sollte, muß wegen plötzlicher Erkrankung des Künstlers verschoben werden. Die Billette behalten ihre Gültigkeit.

— Die „griechische Göttin“, die während des Krieges vom alten Museum erworben wurde, seit langem der bedeutendste Fund aus der frühgriechischen Kunst, wird nun an der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Das Bild der Göttin — es ist ein Kultbild aus einem Tempel — hat vorläufig seine Aufstellung im kleinen Saal des Oberstocks des alten Museums gefunden. Später wird es in einen besonderen Raum im neu erstehenden Pergamon-Museum überföhrt.

Ums Menschentum.

Ein Schiller-Roman von Walter von Moia.

Ein Mann ging durch die Reihen der ängstlich flüsternden Akademisten.

Sie hoben sich auf die Zehenspitzen und sahen mit graufiger Wollust, wie er mit ihren Kameraden experimentierte.

Er ließ die Burschen erst und heiter dreinschauen — ein Blick des Herrn von Seeger genigte, um diese Gefühlsphänomene auf Wunsch hervorzubringen — er maß und prüfte die Gesichter mit dem Längenmaß. Er kontrollierte die Seelen.

Hoven, der an einer Wdh-Nachahmung „dichtete“, fand heute kein Gehör bei Schiller. Vergebens vertraute er dem seine literarischen Räte an, „daß die Sache kein Ende hätte und die notwendige Tendenz ihm selbst noch nicht klar wäre.“ Friedrich Schiller sah hochinteressant dem Manne mit den schwärmerischen wilden Augen zu; seine Ohren waren taub für die Schmerzen der gewollten Poesie, die auch in seinem Innern rasten und brüllten. „Meinst du, es gibt eine Wissenschaft vom inneren Menschen, Scharffenstein?“ fragte er, „meinst du?“

„Professor Abel sagt, daß Herrn Lavaters Physiognomik nicht ohne Boden sei; man könne wohl aus Körperteilen auf die Eigenschaften der Seele schließen. Da schau' hin, jetzt zeichnet er des Kempffs Silhouette!“

Alle streckten sich, und über Friedrich Schiller kam wieder das unleidige Zittern, das ihn stets besiel, wenn sein Fühlen voraussetzte und allein in menschenfernen Gebieten war. Der Mystizismus des katholischen Gottesdienstes zu Grund stand vor seinen erschauernden Augen, die sich einwärts wandten; die Sagen und Märchen der Jugendzeit verbanden sich mit den Wondscheinlandschaften des heimlich gelesenen Ossian zu unheimlichem Bild hinter die Weltulissen. Sein Kopf wehrte sich. Mit scharfen Augen, die sich nicht imponieren lassen wollten, sah er den Hanterungen des Züricher Predigers zu. Herr Lavater prüfte, ernst und strenge, den Kopf des Jünglings, er betastete und maß ihn, heiligen Eifers voll, der Aufklärung entgegenzutreten, die dem Körper seine Rechte verleh.

„Das ist Material für meine Sammlung,“ sagte schwer erregt und hoch erkaut die helle Stimme, die von schwelgerischer Phantasie erzählte, „hier sieht man deutlich, daß die Seele Herrscherin ist und den Körper bildet. Hier ist ein Exempel gewonnen, wie die Menschenkenntnis zur Förderung der

Nächstenliebe beizutragen befähigt ist.“ Aufgeregt fuhr er noch einmal die unfertige Pubernase des Anstaltsbüfensichtes entlung, derweil die Jünglinge vor seinem Urteil bebten und mit schon bewundernden Blicken sein Seelenwissen quittierten.

„Das ist ein moralisch und seelisch hochstehender Mensch! Wie heißt er? — Kempff? Der Kempff ist ein Heiliger, der verkannt wird!“ Den flammenden Blick rundum sendend legte er die Hand herausfordernd auf des Dümmlsten und Schlechtesten Haupt.

Totenstill war's; selbst Herrn von Seegers schnellfertige Miene erstarrte in der vorübergehenden Verformung, daß er manchmal manchem Jüngling in manchem Konnte Unrecht getan haben. Noch immer stand Herr Lavater mit verzückten, übermühtigen Augen, die grenzenlos in ulerlosen Hoffnungen schwärmten.

„Was sagest Du, Schiller? Ist's nicht schrecklich, wie tief er ins Leben sieht?“ flüsterte Hoven.

„Schiller, gib Antwort; wie sollen wir bei solchen Verhältnissen jemals Gerechtigkeit üben?“

Langsam und sicher, mit geldschtem, ruhigem Blick sah Friedrich Schiller seine Freunde an; ein verächtliches Lächeln tränkete seinen eigenwilligen Mund. Er sagte bedächtig: „Herr Lavater ist ein Kieselbich!“ Nun wuchs das bange Lächeln zu voller Blüte aus, er umfing den Hoven und Scharffenstein und schwenkte sie. „Lasset euch doch nicht imponieren von dem da mit seinem Zollstab!“

Ein erlösendes Gelächter scholl Herrn Lavater entgegen.

„Wird Ruhe gehalten werden?“ schrie Intendant von Seeger, dem es fürchterlich war, daß das „Ausland“ vermehren könnte, er hätte schwache Disziplin in der Anstalt, „bei sonstigem Gehntz!“

Sie standen wieder mit unbeweglichen Jügen in Reih und Glied. Verstoßen und dankbar sahen sie zu Friedrich Schiller auf, der einen Nimbus zerstört hatte, der sie für Wochen ins Zweifeln geworfen hätte.

Doch Friedrich Schiller merkte seiner Freunde berehrende Blicke nicht; sein Kopf, der sich zum erstenmal getraut hatte, eine geistige Autorität anzutasten, sah nun auch in eigener Sache klar: Was er bis heute geschrieben hatte, war schlecht. Die Erkenntnis stand plötzlich vor ihm: Man durfte nicht mit kleinlichen Mitteln arbeiten, wollte man etwas Großes, Weltumfassendes leisten.

Die Nachahmung gelingt nur den Halbgebäkten; die Nichttöner und die Begnadeten müssen darin verjagen.

Viel hatte der treue Scharffenstein zu stützen, seit der Traum des Kunstwerkes in Schiller zu Ende war.

Selbst weh im Herzen, streichelte Scharffensteins Wort den Freund:

„Was hast du, Schiller? Sei nicht Kleinmütig; auch ich bin geistreich mit der Poesie. Wir alle!“

„D Scharffenstein, auch war es nur Spiel; bei mir ist nun alles aus und vorbei.“

„Hast du nicht die gleiche Zukunft vor dir wie wir andern? Ja werd' Offizier, das ist nicht viel bei den jetzigen Zeiten, du kannst Sekretär und mehr werden.“

„Du machst schön; dir ergibt sich die Kunst auf andern Gebiete; mir bleibt das traurige Verzicht!“

„Schiller! Wie kamst du so sprechen! Du, dem die Verse vom Munde fliegen wie andern nicht die gewöhnliche Rede.“

„Scharffenstein, sag das nochmals!“

„Ja, ich fühl' deine Sendung, du beisehst dich durch! Du darfst nicht verzagen! Du mußt durch die und dann gehen. Du darfst nicht den andern gehorchen — nicht einmal dir selbst, wenn du schwach bist!“

„Und wenn es sehr geht?“

„Dann — dann muß Gott helfen! Aber: es wird gelingen! Und sonst: Du bist auch dann noch ein Mensch, der Arme und Weine hat.“

„D Scharffenstein, dir blühet noch ein anderes Leben; du bist stark und schön, du wirst im Felde sterben als tüchtiger Soldat oder die Fahne in der Faust die feindlichen Schwadronen verjagen und den Dank aus des Fürsten Lochter Hand empfangen, im Angesichte des siegreichen Heeres. Ja aber: Ja bin häßlich und der Schlechteste im Heeren und Voltgieren und jeder lacht, der mich sieht. Widersprich nicht, deine Güte des Mitleides schmerzte mich; ich will dir nur klar auseinandersetzen, warum ich als Poet Karriere machen muß! Ich bin zum Geistigen gedrängt; was auch ein mißglücktes Spiel war und bleiben wird, mir wäre es ein zerbrochenes Leben; ich wäre am Ende. Was soll ich auch als bleichener Jurist mit all' dem Formelwerk? Mühen werf' ich ihn ab und rede mich; gut, aber: Scharffenstein, was soll ich Klassenlehrer und einzige Hoffnung meiner Familie, meinem Vater sagen? Und zu andern tanze ich nicht! Ja seh' nimmer aus vor Herzensbangigkeit und quälender Angst. Mir brennt nur mehr dieses eine Licht, vielleicht erwisch' ich noch das wahre Leben, das die Menschen ehrt, statt der Paragraphen und Samajen, in die man mich preßt . . .“

(Zersch. folgt.)

